
Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 234. Bromberg, den 9. Oktober 1936

Odegaard.

Kriminal-Roman von **Otto Hans Braun.**

(15. Fortsetzung.) —— (Nachdruck verboten.)

16.

„Na, Charly, was sagen Sie denn nun zu meiner Überraschung? Ich hatte gehofft, Sie würden sich freuen, stattdessen machen Sie eine so sauersüße Miene. — Übrigens, ein nettes Mädel, das kleine Fräulein! Finden Sie nicht auch, Charly?"

Er machte sich in einer Ecke zu schaffen und knurrte vor sich hin.

Das nur selten einmal zur Verwendung gelangende Telephon meldete sich. Die Vorstel eilte in den Laden und nahm den Hörer ab.

Charly folgte ihr bis zur Portiere, um, wenn er schon nicht hörte, was man ihr mitteilte, ihre Miene zu studieren. Sie stand halb abgewendet von ihm, aber soviel erkannte er doch, daß ihr Gesicht genau den gleichen Ausdruck bekam, den es getragen hatte, als sie mit dem Unbekannten im Laden verhandelte, dessen Besuch die Autofahrt zur Folge hatte.

Erst ein paar Minuten später, nachdem das Telephongespräch beendet war, erschien sie wieder im Wohnzimmer.

„Wir müssen für heute Schluß machen. Eine Freundin von mir ist plötzlich schwer erkrankt, ich soll sofort zu ihr kommen."

Charly wunderte sich nicht, daß dieserhalb der Laden geschlossen werden sollte. Ihm kam das sehr gelegen, denn er erlangte dadurch Handlungsfreiheit, die er wohl zu benutzen gedachte.

Nur ein paar Häuser von dem Vorstelschen Laden entfernt befand sich eine Motorradhandlung. Dorthin lenkte er seine Schritte, nachdem er sich von Marianne verabschiedet hatte, um sich für den Rest des Tages eine Maschine auszuleihen. Bis vor kurzem hatte er selbst ein schweres Modell gefahren, das den Verhältnissen zum Opfer fiel. Sein Führerschein kam ihm zustatten.

Kaum gewahrte er ihren Wagen auf der Straße, da schwang er sich auf seine Maschine.

Die Vorstel nahm den Weg nach Wendhausen und fuhr auch wieder das gleiche Tempo. Wäre Charly nicht ein so geübter Fahrer gewesen und ein so tollkühner obendrein, wäre sie ihm sicherlich entwischt.

Als sie in die Nähe von Wendhausen kamen, vergrößerte er den Abstand, um der Gefahr zu entgehen, von ihr gesehen zu werden. Er getraute sich das um so ruhiger, als er ihren Halteplatz zu kennen glaubte. Um so überraschter war er, als er diesen leer fand und ihren Wagen gerade noch um eine Ecke entschwinden sah, als er den Dorfeingang erreichte. Sofort setzte er ihr nach. Der Weg war scheußlich, er konnte sein Tempo zu seinem Verdruß nicht beibehalten. Ein Glück nur, daß die Straße geradeaus führte, auf den schon im Dämmerschein liegenden Wald zu. Nun hatte auch er ihn erreicht. Der Weg war hier weniger ausgefahren. Schon wollte er ihr mit Vollgas nachbrausen, da bemerkte er, daß sie die Fahrt verlangsamte und ein paar hundert Meter weiter hielt. Sofort lenkte er sein Rad in den Wald.

Hinter einem Baum verborgen beobachtete er, daß sie den Wagen verließ und sich nach links in den Wald hineinbegab. Er wagte nicht, sein Motorrad wieder zu besteigen, legte es im Walde nieder und strebte nun, die Baumstämme als Deckung benutzend, der Richtung zu, in der er sie hatte verschwinden sehen.

Leider hatte er nicht immer freie Sicht. Er war in einem Mischwald, in dem sich mitunter dichte Büsche befanden. Das hatte auch wieder sein Gutes, sie boten ihm Schutz gegen Entdeckung. Angestrengt hielt er Ausschau nach ihr und demjenigen, mit dem sie hier zusammengetroffen sein mußte. Nirgends sah er auch nur den leisesten Schimmer ihrer Gestalt. Ihm ward unbehaglich, ein Gefühl der Unsicherheit beschlich ihn. Er war doch nun dem Auto schon ziemlich nahe, das ganz verlassen am Wege stand. Wo konnte sie nur geblieben sein? Die Dämmerung nahm weiter zu.

Jetzt gewahrte er einen Drahtzaun, der sich in erheblicher Länge vor ihm nach beiden Seiten dehnte. Befand er sich vor einer Parzelle, einem Laubengelände? Er sah nirgends ein Haus oder eine Stätte, die als Wohnung hätte dienen können. Er trat an den mannshohen Zaun heran und lauschte atemlos.

Feierliche Stille ringsum. Sein Ohr hätte bestimmt die schwächste menschliche Stimme vernommen. Aber es war nichts zu hören. Er konnte sich das nicht erklären. Die beiden standen sich doch nicht dauernd schweigsam gegenüber, sie mußten doch mal reden, wenn auch nur im Flüsterton.

Er ging einige Schritte an dem Zaun entlang, tiefer in den Wald hinein, blieb stehen und lauschte von neuem. Ganz dicht trat er an das Gitter heran und legte, um sich etwas aufzurichten und eine bessere Übersicht zu gewinnen, die Hände auf den oberen Rand.

Er glaubte, einer Sinnestäuschung zu unterliegen, als er jetzt einen gedämpften Klingelton wahrnahm, einer Flurglocke ähnlich. Er riß die Hände zurück, die Klingel verstummte.

Wie vom Blitz getroffen warf er sich zu Boden, rollte sich hinter den nächsten dicken Stamm, wo er regungslos liegenblieb. Den Kopf nur schwach erhoben, mühte er sich, mit seinen Augen das nun schon abendliche Dunkel zu durchdringen.

Er sah nichts. Alles blieb still. Schon wollte er sich aufrichten, da bemerkte er inmitten des umzäunten Geländes zwei Gestalten, einen Mann und eine Frau, die der dem Weg abgewandten Seite zuschritten. Kein Zweifel, es war die Vorstel. Aber wer war der Mann, dessen Gesichtszüge er nicht sehen konnte? Zum Glück trug er in seinem Gedächtnis eingegraben das genaue Bild der Gestalt des Mannes, den er suchte. Er war es, Odegaard!

Wo waren die beiden hergekommen? Wie war es möglich, daß er sie trotz angestrengtesten Suchens nirgends hatte entdecken können, nicht ihre Stimmen vernommen

hatte. Dafür gab es nur eine Erklärung: auf diesem Grundstück befand sich ein unterirdischer Bau, in dem Odegaard seine Zuflucht gefunden hatte, so daß er sich dem Zugriff der Polizei bislang entziehen konnte.

Er wäre gern auf seinem Platz geblieben und hätte weitere Nachforschungen angestellt, aber er war ohne jede Waffe. Es stand zu befürchten, daß man ihm nachspürte. Er wagte nicht aufzustehen und rollte sich noch weiter in den Wald hinein. Hinter einem dichten Busch fand er Deckung, dort wollte er die Vorstel bis zur Abfahrt beobachten.

Sein Herz klopfte zum Zerspringen, als er die beiden Gestalten zwischen sich und dem Drahtzaun durchgehen sah. Sie waren es alle beide. An der Persönlichkeit Odegaards bestand nicht der mindeste Zweifel mehr.

Was sich in der Ferne zutrug, vermochte er nicht zu unterscheiden, er hörte nur das Anspringen des Motors und das Davonrollen des Wagens, nachdem dieser offenbar gewendet worden war, denn die Vorstel schlug wieder die Richtung nach Wendhausen ein.

Nun wußte er nicht, waren sie beide fort oder nur die Vorstel. Vorsichtshalber blieb er auch jetzt noch auf seinem Platz. Er tat gut daran. Odegaard schien sich über die Ursache des Klingels Gewißheit verschaffen zu wollen. Er kam sehr langsamen Schrittes, dann und wann stehen bleibend und lauschend, zurück.

Erst nach einer guten halben Stunde und nachdem es so dunkel geworden war, daß er nicht mehr zu befürchten brauchte, entdeckt zu werden, kehrte Charly zu seinem Motorrad zurück. Es lag noch so da, wie er es verlassen hatte. Er streichelte es wie einen lieben Kameraden, brachte es auf die Straße, schwang sich aber nicht sogleich darauf, sondern schob es so lange vor sich her, bis er den Wald hinter sich hatte, und ließ erst dann den Motor anspringen.

Mit einem kräftigen Ruck trat er den Starter und fuhr ab. Hinter Wendhausen konnte er die Geschwindigkeit seiner Maschine entfalten. Es war ihm eine Herzensfreude, nach diesem Erfolg Wien zuzueilen.

17.

Sehr unzufrieden war Kommissar Wolter von seiner Reise zurückgekehrt. Das Ergebnis war ja gleich Null.

Gewissermaßen als Ausgleich dafür empfing ihn Scholz mit einer guten Nachricht. Die Belgrader Polizei, der man wie allen anderen ein Bild und die Fingerabdrücke des am Fallschirm aufgefundenen Toten übermittelte, hatte in diesem Matteo Serivanich erkannt, der vor einem Jahr wegen Unterschlagung mit sechs Monaten Gefängnis bestraft worden und von Beruf Pilot war.

„Erinnern Sie sich, Scholz, unseres Gesprächs, bei dem ich Ihnen sagte, daß Ihre Annahme, man müsse diesen Toten in Bereitschaft gehabt haben, richtig sei. Das ist die Bestätigung."

„Ich begreife aber trotzdem nicht, wie das möglich gewesen sein soll."

„Ich kann's Ihnen auch nicht erklären. Ich weiß jetzt nur, daß es so gemacht worden ist. — Doch wie steht's mit Berghold? Sie haben ihn doch scharf überwachen lassen?"

„In dieser Sache kann ich Ihnen leider keine Neuigkeiten mitteilen. Es hat sich nichts ereignet."

„Scholz!" rief Wolter erstaunt aus. „Die beiden sollten keine neue Begegnung gehabt, nicht miteinander telephoniert haben?"

„Bestimmt nicht, Herr Kommissar."

„Dann bleibt nur die Annahme übrig, daß sie es verstanden haben, sich Ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen."

„Wie das gelungen sein sollte, wüßte ich beim besten Willen nicht. Berghold und Frau haben keinen Schritt tun können, ohne unsere Kenntnis. Bitte, hier ist der Rapport, sehen Sie ihn durch, und Sie werden finden, daß er lückenlos ist."

„Haben Sie sich auch darum gekümmert, wen die Bergholds besucht haben? Ich meine, über die Persönlichkeit der Leute Auskunft eingeholt?"

„Gewiß. Es kommt nur eine Frau Geheimrat Rössel in Betracht, die eine Verwandte von ihnen ist, eine ältere alleinstehende Dame, die zurückgezogen lebt und über die Nachteiliges nicht bekannt ist."

„Ich möchte Ihnen trotzdem empfehlen, Scholz, die Frau nicht aus dem Auge zu lassen. Wenn sie die einzige ist, mit der Bergholds Verbindung haben, dann muß sie unzweifelhaft mit ihnen im Bunde stehen. Überwachen Sie die Dame genau wie Berghold selbst, ihre Telephongespräche und ihre Post."

„Ich werde das sofort veranlassen, Herr Kommissar."

„Die Stahl und Dache haben Sie natürlich aus Ihren Beobachtungen auch nicht ausgelassen?"

„Nein, nein, Herr Kommissar. Die beiden werden wie Berghold auf Schritt und Tritt beobachtet. Dache wird von dem Kollegen Behrend im Auge behalten, während ich die Stahl unter meine Kontrolle nehme. Es ist übrigens bald Zeit, daß ich mich auf meinen Posten begebe."

„Tun Sie das, Scholz. Ich werde mich inzwischen danach erkundigen, was dieser Serivanich in Wien getrieben hat."

Wolter war an seinen Schreibtisch getreten und stöhnte leicht auf, als er die Aktenstücke sah, die der Bearbeitung harrten.

„Über diese Fälle ist wohl auch nichts Neues bekanntgeworden?" Er deutete mit der Hand auf die Akten.

Scholz bewegte mit bitterer Miene verneinend den Kopf.

„Erfolglose Zeiten, lieber Scholz!" Er schlug plötzlich mit der Faust auf die Akten. „Wenn man nur wenigstens diesen Banjo kriegte, an dessen Festnahme dem Regierungsrat so viel gelegen ist."

„Ja, Herr Kommissar, wie soll man einen Fuchs ausgraben, wenn man sein Loch nicht weiß."

„Nehmen Sie eine Zigarette mit auf den Weg. Ich komme heute abend noch mal hierher. Hoffentlich haben Sie mir etwas Erfreuliches mitzuteilen."

Ziemlich mißmutig trennten sie sich. Sie hatten wenig Hoffnung, daß dieser Tag ihnen einen wenn auch nur kleinen Fortschritt bringen würde. —

Scholz stand auf seinem üblichen Posten in der Währingerstraße und wartete auf das Erscheinen von Lenchen Stahl, um sie in einiger Entfernung nach Hause zu begleiten. Besonders mißtrauisch war er, wenn sie an einem Briefkasten vorüberging. Es konnte doch sein, daß ihr Berghold einen Brief zur Beförderung mitgegeben hatte, um auf heimliche Weise mit dem großen Unbekannten zu korrespondieren. Aber es verlief alles, wie an den Tagen zuvor, sie ging direkt nach Hause.

Sollte er nun wieder den ganzen Abend vor ihrer Haustür stehen? Er schien doch zwecklos. Aber die Pflicht verlangte von ihm, auszuharren. Und so blieb er.

Es mochte kurz nach sieben Uhr sein, als sie wieder auf der Straße erschien. Gemächlich spazierte sie nach der nahegelegenen Kandlgasse. Vor einem kleinen Antiquitätenladen blieb sie stehen, besah sich das Schaufenster, schien jedoch, wenn Scholz sich nicht irrte, mehr für das Innere des Ladens Interesse zu haben. Nach kurzem Zögern betrat sie den Hausflur. Schnell eilte Scholz herbei, um festzustellen, welchen Mieter sie dort besuche. Doch noch ehe er das Haus erreichte, wurde die Stahl schon wieder sichtbar. Sie konnte nur an einer der Wohnungen im Erdgeschoß geklingelt haben. Scholz las noch den Namen über dem Antiquitätenladen: Marianne Borstel, dann folgte er Fräulein Stahl weiter.

Eine knappe Viertelstunde später verschwand sie in einem Hause, aus dem sie aber nicht wieder zum Vorschein kam. Die Spur, die Scholz nun gefunden zu haben glaubte, verlief im Sande, Fräulein Stahl besuchte hier eine Freundin.

Scholz stellte an Hand seiner Klappdeckeluhr fest, daß es fünf Minuten vor halb zehn geworden war, als Lenchen Stahl sich von der Freundin an der Haustür verabschiedete. Einem Schatten gleich blieb er ihr weiterhin auf den Fersen. Wieder ging sie in Richtung nach dem Antiquitätenladen.

Plötzlich blieb sie stehen, dann machte sie ein paar schnelle Schritte auf eine elegant gekleidete junge Dame zu, der sie die Hand entgegenstreckte.

(Fortsetzung folgt.)

Wein und Blut in Malaga.

Von Dr. Theodor Sapper.

Mancher Zeitungsleser, den Schilderungen des spanischen Bürgerkrieges schaudern machen, mag sich fragen: Was wird aus Malaga? Brände, Flammenmeere wüten in dieser Stadt.

Einer, der die Luft dieser Stadt geatmet hat, der ihren Lebensrhythmus mitlebte und dem die viertausend Jahre alte Geschichte dieser Stadt bekannt ist, der darf es aussprechen: Malaga kann nicht völlig untergehen; es ist und bleibt ewige Jugend am südwestlichen Mittelmeer . . .

In der Bucht, die heute die Stadt umrahmt, besaßen die die Erdteile umsegelnden Phöniker eine Niederlage gesalzener Fische. „Malac" hieß das Einsalzen in ihrer Sprache. Vier Jahrtausende lang änderte sich der Name dieser Stadt nicht. Tausend Brände erlebte Malaga, und tausend Schlachten wurden geschlagen; aber Malaga ging nicht unter. Nein, Aufstieg ward ihm beschieden, besonders in unserem Jahrhundert, statistisch belegbar mit Ziffern der Einfuhr und Ausfuhr, die in ihrer raschen Zunahme märchenhaft klingen. Die Bevölkerung wuchs, der Zustrom der Fremden schwoll an, die Industrie gründete Fabriken, die es sonst fast nirgends im südlichen Spanien gab, der Handel zog immer weitere Kreise, Europa und Übersee begegneten einander im ständig ausgebauten, immerzu erweiteren Hafen von Malaga, der Stadt, die doch kaum viel jünger ist als die Pyramiden Ägyptens, ihrem Lebensalter nach.

132 Türme ragten einstmals über dem zwölftorigen Palastkoloß der maurischen Könige, die von Malaga aus ein mächtiges Reich regierten. In den Bazaren wimmelte es von Negern und Berbern. Gesandte kamen und gingen. Der König in seiner Burg hatte ein wichtiges Wort zu sprechen in der Politik Südwesteuropas. Doch was geschah? Was ward aus den Türmen und Toren, aus dem Palastkoloß?

Buchstäblich eine Dungstätte. Zwischen zerfallenden Ruinen, die von Ungeziefer und Schmutz strotzen, siedelten sich Zigeuner an. Mag manchmal einer auch für Zigeunerromantik schwärmen, vor soviel Unflat kehrt er doch um. Und niemand fühlte die Schande solcher Verwüstung. Wo wäre das möglich in einem anderen Lande? Fast jedes Volk ehrt die Monumente seiner Vergangenheit . . .

Nichtsahnend steigt der Fremde zur Burgruine bergan. Und schon umwimmeln ihn Kinder in Lumpen und Fetzen, schwarzhaarige, schnellfüßige, tierhafte kleine Zigeunerbrut. „Centimos! Centimos!" schreien sie wild im Chor. Das ist der Bettelruf, sie wollen Almosen. „Ein Engländer! Ein Engländer ist gekommen!" (Engländer ist hier jeder Fremde, und jeder Fremde hat natürlich Geld wie Heu.)

In Malagas Kathedrale gab es ganz große Kunst. Erstaunliche Ausmaße der Breite, Tiefe und der Höhe erhoben den Blick der Gläubigen zu Gott. Die Damenwelt der begüterten Kreise trug hier ihre schwarze Schönheit, ihr Pariser Kleid zur Schau. Geschminkt und parfümiert knieten sie auf den mitgebrachten kleinen Schemeln. Aber im Wesen waren diese scheinbaren Pariserinnen so andalusisch geblieben, daß sie nach altem Brauch der Maurenzeit niemals das Haus verließen, es sei denn in Begleitung einer Gardedame, und eben nur beim Gottesdienst und nachher auf dem Bummel unter den Dattelpalmen der Avenida konnte man sie erblicken. Aber ungezählte verlauste Bettler lungerten vor der Kirchenpforte, und der Gegensatz zwischen solcher Armut und der überlieferten Eleganz sollte verhängnisvoll werden . . .

Vor hundert Jahren waren General Torrijos, der Freiheitskämpfer Malagas, und mit ihm seine Leute allesamt erschossen worden, weil sie „Verfassung oder Tod" gefordert hatten.

War es ein Zufall, daß genau hundert Jahre danach dieser revolutionäre Geist wieder aufflammte? Aber nun waren es wüste Horden, keine kämpfenden Idealisten mehr. Sie brachen in die Kathedrale ein mit Äxten und Feuerbränden. Sie schlugen die Kunstschätze in Trümmer. Die Werke Claudio Coellos, Van Dycks wurden ihre Opfer.

Die Verwüstung des Renaissancedomes, des schönsten Schmuckes der Stadt, war um so ungeheurer, als diese Menschen zuvor jahraus, jahrein die Zeremonien der Karwoche nicht nur mit Glanz und Pracht, sondern auch mit wirklicher Ergriffenheit miterlebt hatten. Ja, die Frömmigkeit der Malagueños — so nennen sich die Leute von Malaga — hatte den fremden Beschauer stark gepackt. Wirkliche Glaubensglut lebte hier um jede Fronleichnamsprozession, und jeden Karfreitag . . .

Nur eine Erklärung gibt es, die dieses Rätsel löst. Die Menschen des äußersten Südens von Europa sind maßlos in der Anbetung, aber nicht minder erbarmungslos in der Zerstörung. Sie lehnen sich wider jede Ordnung auf, die Einschränkung fordern könnte. Ihr Lebenselement ist Ekstase, im Guten wie im Bösen. So haben die Einwohner Malagas im vorigen Jahrhundert jedesmal, wenn irgend ein Aufstand ausbrach, zur Opposition gehalten, jedesmal zählen die „Malagueños" zu der revolutionären Partei, die den bestehenden Zustand umstürzen wollte.

Da meint ein Unkundiger vielleicht, Malaga sei eine Weinstadt, also verleite das Trinken die an sich gutartigen Menschen zu Ausschreitungen.

Aber daß Malaga die Stadt der Weine ist, bedeutet noch nicht, daß sich dort jemand betrinkt. Kein echter „Malagueño" trinkt nur um einen Tropfen mehr, als für ihn gut ist. Dafür hat dieses einfache Volk einen erstaunlichen Instinkt. So ergibt sich der seltsame Fall, daß dieser Wein in Ländern, in denen er eingeführt werden muß und teures Geld kostet, mehr Menschen betrunken macht, als hier an der Quelle, wo man nie, buchstäblich nie einen schwankenden Trinker sieht.

Als hier noch Mauren lebten, war ihnen der Genuß des Weins eigentlich verboten. Sie legten sich, da sie Weinberge vorfanden und doch bebauen mußten, wenigstens große Mäßigung auf. Der Kalif von Cordoba, Alkaham der Zweite, torkelte einst in seiner Hauptstadt betrunken umher. Da warfen ihn seine Untertanen mit Steinen tot.

Malaga ist die bescheidenste, anspruchsloseste Stadt im Süden. Das erklärt vielleicht ihre trotz aller Katastrophen so ungeheure Lebenszähigkeit.

Tanz unter der Eierkrone.

Festliches Winzerbrauchtum am Rhein und in der Pfalz.

Von E. Trost.

Marienfäden wehen silbrig durch kühle, klare Herbstluft. Letzte, südwärts reisende Schwalbenschwärme rasten auf den Drähten der Überlandleitungen. An Moorwegen stehen die Birken in hell flammendem Gelb in weithin ziehenden Nebelschleiern, die in der frühen Dämmerung der allgemach länger werdenden Abende aus den Flüssen aufsteigen. Herbstblumen leuchten bunt aus kleinen Gärten, rotes und braunes Laub raschelt über die Straße: es ist Herbst, die „hohe Zeit", die Wochen voll freudigster Geschäftigkeit für alle deutschen Gaue, in denen jetzt die Traube reift.

Kein anderer Beruf ist das ganze Jahr über so von allen Naturereignissen abhängig wie der des Winzers, keine Arbeit so dem Glück des Tages unterworfen wie der Weinbau. Schon im Winter beginnen die Sorgen der zahllosen kleinen Weinbauern am Rhein und Main, in der Pfalz, an der Mosel und am Bodensee. Ein paar frostige Wochen können die an mildes Klima gewöhnten Reben völlig vernichten. Unvorhersehbare Kälterückfälle während des Austreibens oder der Blütezeit der Reben richten schweren Schaden an. Die Bekämpfung der Traubenschädlinge, der Reblaus und des Sauerwurms, erfordern unendlich viel Mühe und hohe Kosten. „Wie wird der Herbst?" lautet die Schicksalsfrage in allen weinbautreibenden Gebieten ein ganzes Jahr hindurch.

Um so größer ist die Freude, wenn endlich alles Hangen und Bangen glücklich überstanden ist und die Ernte winkt, die nicht nur den wohlverdienten Lohn für monatelange harte Arbeit bringen, sondern auch für das ganze Jahr Brot schaffen soll.

Am fröhlichen Rhein und in der Pfalz ist die Weinlese an sich schon ein Fest, mag auch der „Herbscht" mehr oder minder gut „bloß halv" oder „dreivärtelsch" ausgefallen sein. In manchen Gegenden werden die Rebberge in den letzten Wochen vor der Lese, der „Wimmet", streng verschlossen gehalten. Nicht einmal die Besitzer dürfen dann ihre eigenen Grundstücke betreten. Nur die bewaffneten Weinhüter, die

„Wingertschützen", hausen in kleinen Hütten mitten in den Reben, bewachen sie und verscheuchen mit Schüssen und anderem Lärm das naschende Volk der Stare und andere Beerenräuber. Alte erfahrene Weinbauern und die Bürgermeister bestimmen in den einzelnen Orten den Beginn der Weinlese. Mitunter wird der Termin nach altem Brauch noch vom Gemeindediener durch Ausschellen bekanntgegeben.

In der Morgenfrühe des ersten Lesetages verkünden Geläut der Kirchenglocken oder Kanonenschüsse den Beginn der fröhlichen Arbeit. Sie gilt als die schönste des Jahres. Aus allen Häusern strömen Winzer und Winzerinnen, jung und alt ist bereit und begibt sich in langem Zug, den oftmals Musikanten und Fahnenträger eröffnen, mit rumpelnden Wagen voll mächtiger Bottiche lachend und singend zu den Wingerten, die beim ersten Strahl der aufsteigenden Sonne schon reges Leben sehen. Das kurze Winzermesser, das „Sesel", arbeitet emsig, weiße Hemdärmel der Männer und buntfarbige Kopftücher der Frauen und Mädel leuchten zwischen grünem und bräunlichem Rebenlaub. Scherz und Lachen klingen von Rebenhang zu Rebenhang, lustige, alte Winzerlieder ertönen und finden ihr Echo weit in der Runde. Die Eimer der Winzerinnen, die hohen, schweren Rückenbütten der Winzer werden immer wieder übervoll in die großen Feldbütten auf den Wagen geleert, die ihre weinduftende Fracht zur Kelter führen.

Abends wandert das Winzervolk mit frohem Gesang zum Kelterhaus des Weinbauern oder der Gutsherrschaft, in deren Sold man gearbeitet hat. Die großen Pfälzer Weingutsbesitzer lassen sich „nicht anschauen": Suppen, gewaltige Braten mit Beilagen, Most und guter Pfälzer oder rheinischer Wein, soviel man nur trinken mag, warten auf die hungrigen Erntehelfer. An großen, weißgescheuerten Tischen wird herzhaft getafelt. Aber nicht lange. Bald klingen die ersten Tanztakte aus Handharmonika und Gitarre, flinke Hände schieben die Tische beiseite, und schon drehen sich Winzer und Winzerinnen im Tanz.

Das Tanzen gehört nun einmal zur Weinlese, und man huldigt ihm ausgiebig bis spät in die Nacht. Obwohl nur ein paar knappe Stunden für den Schlaf übrigbleiben, sind Winzer und Winzerinnen doch im Morgengrauen schon wieder fleißig an der Arbeit, bis die letzten Weinstöcke abgeleert und die allerletzten Traubenbütten zur Kelter gebracht sind. In manchen Weindörfern gibt es nach der Lese noch ein großes Fest mit besonders ausgiebigem Tanzvergnügen, wobei Wein und neuer Most reichlich fließen.

Da und dort kennt man große Festzüge und Jahrhunderte alte, eigenartige Bräuche. Da liegt das freundliche Winzerstädtchen Bendorf am Rhein in der Nähe von Neuwied. In seiner Umgebung gedeihen viele köstliche Trauben, und die jungen Winzer und Winzerinnen von Bendorf feiern alljährlich ihr altherkömmliches Winzerfest unter der berühmten riesigen „Eierkrone". Dieses kronenartige Gebilde wird von den Winzerinnen und den jungen Mädeln des Ortes kunstvoll aus Tausenden von sorgsam ausgeblasenen Eiern zusammengefügt und mit unzähligen bunten Wollfäden verziert. Das Ei galt in ferner Vorzeit bekanntlich als Sinnbild der Fruchtbarkeit, und auch die Eierkrone von Bendorf mag vielleicht ein letzter Überrest eines alten Fruchtbarkeitskultes sein. Bei der großen Winzerfeier wird sie inmitten des Festzuges durch die ganze Stadt geführt. Reiter, Musikanten und girlandentragende Kinder eröffnen den Zug. Burschen und Winzermädel in bunter Tracht tragen große steinerne Weinkrüge und Gläser mit und spenden jedem Zuschauer, der danach verlangt, freigebig und kostenlos ein Glas Wein. Auf dem Marktplatz von Bendorf befestigt man die Eierkrone auf einem hohen, von Tannengrün umwundenen Mast, und nach einer lustigen Ansprache eines Winzers beschließt ein Tanzvergnügen den festlichen Tag.

Die urgelungene „Bockversteigerung" im allen Weinkennern bestens bekannten Pfalzstädtchen Deidesheim „an der goldenen Weinstraße" ist ebenfalls ein ausgesprochenes Winzer- und Küferfest, obgleich es nicht im Herbst, sondern im Frühsommer stattzufinden pflegt. Es blickt auf die stolze Tradition von einem halben Jahrtausend zurück: Nach einer uralten, urkundlich festgelegten Abmachung durften die Bürger der Stadt Lambrecht ihr Vieh auf einem zum Gebiet von Deidesheim gehörigen Grund weiden und hatten dafür den Deidesheimern als Entgelt alljährlich einen ausgesucht schönen Ziegenbock zu liefern. Der Geißbock wurde auf dem Marktplatz öffentlich an den Meistbietenden versteigert. Diese Bockversteigerung entwickelte sich unter dem Einfluß des guten Pfälzer Weines bald zu einem lustigen Volksfest und blieb es bis heute. Der schöne Bock, dessen Fell man zu seidigem Glanz bürstet, wird von einer Musikkapelle, die ein eigenes „Bocklied" spielt, feierlich eingeholt und zu einer unmittelbar vor dem Rathaus errichteten Tribüne gebracht. Die gesamte hohe Obrigkeit der Stadt, voran der Bürgermeister in Bratenrock und Zylinder, besichtigt das Tier und fertigt die Versteigerungsurkunde aus. Handwerker in Berufstracht und mit Abzeichen, voran die Küfer, Winzer und Winzerinnen in Pfälzer Landestrachten, „Stadtsoldaten" in mittelalterlichen Kostümen und viel heiter gestimmtes Volk versammeln sich vor der Tribüne. Ein Ausrufer, der eine mächtige Angströhre und ein großes Horn trägt, leitet die Versteigerung. Unter viel Gelächter und Tumult wird der verwundert herumäugende Ziegenbock endlich dem Meistbieter zugeschlagen. Schließlich führt man der Hauptperson des Tages, nämlich dem Bock zu Ehren noch allerlei alte Tänze auf, darunter als bemerkenswertesten den Tanz der Küfer und Winzer. Er wird in der Arbeitstracht rund um ein riesiges Faß herum getanzt, auf dem ein Küfermeister steht, durch Händeklatschen den Takt angibt und um Schluß die Tänzer aus einem großen Steinkrug mit Wein stärkt. Natürlich gibt es auch in den Gasthöfen der Stadt am Tage der Bockversteigerung allerlei Lustbarkeiten, wobei dem guten Pfälzer von jung und alt nach Kräften zugesprochen wird.

 **Bunte Chronik** 

Er wollte nicht Geige spielen!

In Wien kam es zu einem gefährlichen Wohnungsbrand, der eine ungewöhnliche Aufklärung fand. Der kleine Sohn des Ehepaars hatte die Wohnung seiner Eltern in Brand gesteckt. Der Grund war seltsam genug. Der Achtjährige sollte auf Wunsch seiner Eltern Geige spielen lernen. Obwohl er nicht die geringste Lust dazu zeigte, bestanden die Eltern auf ihren Willen, und der Junge wurde Tag für Tag nachdrücklich zum Üben gezwungen. Schließlich lief ihm die Galle über. Als die Eltern abwesend waren, steckte er die Wohnung in Brand und lief dann fort — in der frohen Hoffnung, daß mit allen Einrichtungsgegenständen wohl zweifellos auch die verhaßte Geige verbrennen würde. Und nun kommt der Witz der Sache: Die Wohnung brannte fast restlos aus. Nur wenige Stücke blieben unversehrt: unter ihnen fand sich in strahlender Schönheit die Geige. Sie hatte übrigens historischen Wert.

 **Lustige Ecke** 



Der Rundfunkhörer, dem die Geduld reißt.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann, T. z o. p., beide in Bromberg.